

Ansprache Jahresempfang der Erzdiözese 2022

Prof. Dr. Hans Tremmel

Sehr geehrter Herr Ministerpräsident, sehr geehrter Herr Kardinal, meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Freundinnen und Freunde der Erzdiözese,

vielleicht haben Sie Ähnliches gedacht in jener Silvesternacht 2019. Ich jedenfalls hatte hoffnungsfroh überlegt, ob sie nun kommen, die goldenen 20er Jahre des 21. Jahrhunderts. Pustekuchen! Wir sind uns einig. Die 20er Jahre waren bislang ein absoluter Reinfall. Nach noch nicht überstandener Pandemie, angesichts dieses Wahnsinnskrieges mitten in Europa, im Bewusstsein der Hiobsbotschaften über unser Klima und auf dem Hintergrund der furchtbaren Missbrauchsskandale im Raum der Kirche sind wir Lichtjahre von einem goldenen Zeitalter entfernt. Eine Resettaste, die die 20er Jahre auf Anfang stellt, wäre schön, gibt es aber nicht. Stattdessen sind wir alle geschockt, angeekelt und erschöpft von der Situation und den Ereignissen um uns herum. Und so manche Katastrophen und individuellen Schicksalsschläge kommen obendrein noch dazu. Ja, das Negative schiebt sich übermäßig in unser Bewusstsein und schlägt gnadenlos auf das Gemüt.

Aber waren die vergangenen Jahre wirklich nur schrecklich? Wir müssen keine Resilienz-Studien bemühen, um sagen zu können, nein, das waren sie nicht. So manches Schöne ist passiert. Menschen haben sich kennengelernt, haben Freundschaft geschlossen oder sich verliebt. Kinder wurden geboren, Schul- und Studienabschlüsse wurden geschafft, wissenschaftliche und berufliche Erfolge wurden erzielt und Menschen wurden nach schwerer Krankheit wieder gesund. Private Glücksmomente gab es weiterhin.

Natürlich will ich jetzt nichts schönreden. Wir leben in keinen einfachen Zeiten und in keiner heilen Welt. Wenn wir jedoch wenigstens das *viertelvolle* Glas sehen, dann finden die meisten von uns trotz allem Schrecklichen weiterhin durchaus gute Gründe für Zuversicht und Hoffnung. Gerade die Lockdowns haben uns mit den Fragen konfrontiert: Was und vor allem wer ist uns wirklich wichtig, was trägt in der Krise, was können wir daraus lernen und wie kommen wir vielleicht sogar gestärkt aus dem Schlammassel raus?

In der Pandemie ist eines ganz deutlich geworden: Wir Menschen brauchen zum Menschsein vor allem die Nähe von vertrauten Mitmenschen und nicht nur digitale Kommunikationsalternativen. Natürlich haben wir in der Not manches erlernt, was wir weiterhin pflegen werden. Dennoch waren die Lockdowns eine notwendige, aber doch für viele beklemmende Kaspar-Hauser-Erfahrung. Das erzwungene Experiment zeigte, Einsamkeit und Isolation sind grausam und sie können die menschliche Entwicklung massiv beeinträchtigen. Kinder und Jugendliche brauchen Gleichaltrige, vulnerable Gruppen, vor allem auch sterbende Menschen brauchen liebevolle Zuwendung, um menschenwürdig leben oder eben auch sterben zu können. Da sind, weil es keine Blaupausen gab, gravierende Fehler gemacht worden, die es künftig und schon diesen Herbst unbedingt zu vermeiden gilt. Aber es sind auch viele gute Entscheidungen getroffen und es ist Großartiges geleistet worden – in den Familien und manchen Freundeskreisen, in den Krankenhäusern und Pflegestationen, in den Schulen und Behinderteneinrichtungen, in Flüchtlingsunterkünften und Privatinitiativen, in Pfarreien und Verbänden, aber auch in Supermärkten, in Behörden und Ämtern, in der Gastronomie, bei der Polizei, im ÖPNV oder bei der Müllabfuhr.

Solidarität, jenes altbewährte Sozialprinzip der katholischen Soziallehre, hat gerade in der Pandemie ein millionenfaches konkretes Gesicht erhalten. Dafür dürfen wir alle miteinander dankbar sein. Leider ist die Notwendigkeit zur weltweiten Solidarität durch diesen verbrecherischen Angriffskrieg auf die Ukraine nochmals dringlicher denn je geworden. Auch die Weltschicksalsgemeinschaft hat in den letzten Monaten neu lernen müssen, wer und was wirklich wichtig ist. Diese Wertedebatte hat erst Fahrt aufgenommen. Und so manche Institution, der man bereits den Hirntod nachgesagt hatte, wie der Nato oder aus der vor allem die Briten möglichst schnell raus wollten, wie die EU, sind in der Krise in ihrem Wert und ihrer Bedeutung neu erkannt worden. Warum sollte nicht auch jene Institution ihren toten Punkt überwinden, die uns heute zusammengeführt hat?

Ja zweifellos, auch die Kirche hat in den letzten Jahren – eigentlich in den letzten 2000 Jahren – viele Fehler gemacht und unter ihrem Dach ist wahrlich Furchtbares passiert. Die Kirche hat Menschen kaputt gemacht. Das lässt sich nicht mit guten Schulen, hochprofessionellen Sozialeinrichtungen und engagierter Seelsorge aufrechnen oder relativieren. Die entsetzlichen Verbrechen im Raum der Kirche bleiben unentschuldigbar. Punkt!

Dennoch arbeiten in dieser Kirche nach wie vor zahlreiche großartige Haupt- und Ehrenamtliche und diese leisten einen enorm wertvollen Dienst an ihren Mitmenschen und an der Gesellschaft. Die völlig zurecht gescholtene Institution macht nicht wenig bis auf den heutigen Tag auch richtig gut. Und in manchem ist sie unersetzbar. Das sollten wir nicht kleinreden. Wie schön wäre es deshalb, wenn wir die dringend anstehenden Reformen gemeinsam so hinbekommen, dass auch die Kinder unserer Enkel noch tolle Religionslehrer und begeisternde Seelsorgerinnen und Seelsorger vorfinden, dass sie authentische Zeuginnen und Zeugen einer großartigen Botschaft nicht nur, aber auch in Lebenskrisen erleben, dass Politikerinnen und Politiker in den Parlamenten sich auch in 30 Jahren noch von einer christlichen Ethik inspirieren lassen und dass die Glaubensgemeinschaft als Bereicherung und nicht in erster Linie als Peinlichkeit empfunden wird.

Auch für uns als Kirche kann die Krise eine Katharsis bewirken, wenn wir es zulassen und wenn wir den mühsamen Prozess zur Erneuerung nicht anderen überlassen. Dieser Weg ist kein Projekt für einige wenige Besserwisser. Wir alle sind gefragt, uns in die Verantwortung rufen zu lassen und mitzugehen. Wer dagegen mit der Angst vor der Kirchenspaltung den Status Quo zementieren will, bekommt die faktische Kirchenspaltung mit den Füßen. Der Glexit, der Auszug der Gläubigen, nimmt immer schmerzhaftere Dimension an. Zu viele sind einfach nur noch genervt von der Kirche. Inzwischen verlassen uns auch Hochengagierte. Der Klügere gibt nach, heißt es. Aber wenn die Klügeren zu schnell nachgeben, geschieht nur das, was die Dummen wollen.

Vielleicht können wir ausgerechnet in der Krise eine Trendwende einleiten, denn auch die Ausgetretenen bleiben getaufte Mitchrist:innen. Und so halte ich es mit Victor Hugo, wenn er sagt: „Nichts auf der Welt ist so mächtig wie eine Idee, deren Zeit gekommen ist.“ An der Umsetzung dieser Idee arbeiten viele hier im Saal. Als Diözesanratsvorsitzender sehe ich mich dabei nicht als Lobbyist irgendeiner Reformgruppe, die lediglich Partikularinteressen vertritt. Das Evangelium Jesu Christi ist mein Interesse und meine Reformgruppe ist die *ganze* katholische Kirche. Ich möchte *möglichst* alle im Boot und dialogbereit halten.

Und da waren die Synodalversammlungen in Frankfurt für mich echte Aha-Erlebnisse. Dort habe ich nämlich feststellen dürfen, dass es eine beachtliche Mehrheit gerade auch unter den Bischöfen gibt, die einschneidende Reformen wirklich will und

gleichzeitig ausgleichend wirkt. Die Sorgen und Bedenken einer diskursbereiten Minderheit, der das alles theologisch zu weit geht, kann ich durchaus nachvollziehen. Mit ihnen müssen wir im Gespräch bleiben. Was ich dagegen nicht akzeptieren kann ist, wenn eine verhältnismäßig kleine, aber mächtige Gruppe im Verbund mit Vertretern anderer Bischofskonferenzen und Vatikanvertretern letztlich immer die Machtkarte aus der Gesäßtasche ziehen will. Sie wird behaupten, dass das zu Beschließende mit der katholischen Lehre nicht vereinbar und deshalb weltkirchlich nicht durchsetzbar sei. Sie wird Reformen und grundlegende Innovationen kategorisch ablehnen und allen nicht zu ihrem Lager Gehörenden die Katholizität absprechen.

Diesen Museumsaufpassern sage ich: Ihr kriegt uns nicht weg! Wir werden nicht austreten und nicht übertreten, nicht in die evangelische und nicht in die altkatholische Kirche. Wir bleiben römisch-katholisch, ob Euch das passt oder nicht! Gute Museen sind toll. Aber die Kirche Jesu Christi ist kein Museum, sie ist lebendiges Werkzeug für die Gemeinschaft der Menschen untereinander und für die Gemeinschaft mit dem Auferstandenen Christus. Dafür zahlen wir keinen Eintritt und wir lösen die Probleme nicht durch Austritt. Es ist auch unsere Kirche – durch Taufe und Firmung.

Nach meinem Dafürhalten kann deshalb nicht Sieg oder Niederlage der unterschiedlichen Lager das Ziel sein, sondern gerade die Überwindung der Lager, die Einheit in der Vielfalt und der Zusammenhalt trotz aller Divergenzen. Nach so vielen Diskussionsrunden in den letzten Jahren wird auch bei uns Hochengagierten bisweilen der Geduldstopf zum Sieb. Freunde und selbst Familienmitglieder verstehen oft nicht mehr, warum wir uns weiterhin mit Leidenschaft und Augenmaß engagieren. Unsere „heißen Eisen“ sind für sie längst „kalter Kaffee“. Dass es für uns schon eine Errungenschaft ist, wenn wir über die Segnung von Homosexuellen und über das Frauenpriestertum öffentlich sprechen dürfen, halten viele schlichtweg für grotesk.

Ich gebe zu, die Geschwindigkeit ist bisweilen schneckenhaft, aber es tut sich etwas. Das neue kirchliche Arbeitsrecht beispielsweise, das inzwischen als Entwurf vorliegt, ist auf einem guten Weg, weil es nicht länger auf den Kernbereich privater Lebensgestaltung zugreift und endlich das zumindest gefühlte Denunziations- und Spitzelsystem im Beziehungsleben einstellt. Die neue Grundordnung akzeptiert, dass Menschen sehr unterschiedlich sein und leben können und gerade in ihrer Diversität für die Arbeit im Weinberg des Herrn unverzichtbar sind.

Natürlich würde ich mir generell wünschen, dass die Kirche ganz vorne mitmarschiert, wenn es um Menschenrechte, um Gleichberechtigung von Mann und Frau, um faire und gerechte Strukturen geht und wenn sie endlich kapiert, dass das nicht nur die anderen Institutionen betrifft, sondern die Kirche selbst. Gleich drei Finger zeigen auf uns, wenn wir auf andere zeigen. Beim Thema kirchliche Mitarbeiter:innen und beim Thema Berufung sollten wir ernsthaft überlegen, wie lange wir es uns noch leisten wollen und können, die Charismen und Kompetenzen der Frauen zu ignorieren. Jesus selbst gibt uns im Gleichnis vom Fischfang den entscheidenden Tipp, wenn er seinen Jüngern sagt, sie sollen doch mal die Netze auf der anderen Seite auswerfen. Und im Hinblick auf das Diakonat der Frau braucht es nicht noch weitere zeitschindende Überprüfungsgremien in Rom. Die Argumente sind doch längst ausgetauscht. Fast möchte man ihm zurufen: Lieber Papa Francesco, mach endlich!

Der Heilige Vater will wissen, wie Synodalität funktioniert und befragt dazu momentan alle Diözesen der Welt. Warum zeigen wir ihm bei diesem *gemeinsamen* Jahresempfang des Erzbistums nicht schon heute, wie wir uns den *gemeinsamen* Weg vorstellen? Das darf an diesem Sommerabend ganz zwanglos geschehen. Denn nach zwei Jahren Distanz kann ich sehr gut verstehen, wenn Sie nicht nur über Probleme und Herausforderungen debattieren, sondern einfach mal den Abend genießen wollen. Schließlich ist es keine Selbstverständlichkeit, dass wir in diesem Ambiente endlich wieder zusammenkommen können. Gerade in diesen Zeiten ist es wichtig und legitim, Spaß miteinander zu haben und all das Schreckliche eine gewisse Zeit nicht dominieren zu lassen.

Besonders auch die Gemeinschaft im Glauben braucht die Begegnung. Jesus war sicher keine Spaßbremse. Seine Kirche lebt nicht nur aus spiritueller Tiefe und ritualisierter Frömmigkeit. Seine Kirche braucht nicht nur strenge Gebote und noch strengere Verbote, nein, sie braucht auch noch etwas anderes – nämlich Freude. Diese Freude muss sie ausstrahlen. Das gilt hier in München und das sieht offensichtlich der Papst in Rom genauso. Deshalb bin ich froh, dass die bayerische und die lateinische Sprache dies auf einen gemeinsamen Begriff bringt. Auf gut Bayrisch heißt die Freude: „Gaudi“. Und wo’s a *Gaudi* gibt, gehen die Leute gerne hin. Lateinisch hört sich das natürlich vornehmer an. Die berühmte Pastoralconstitution des Zweiten Vati-

kanischen Konzils beginnt bekanntlich mit: *Gaudium et Spes*, also Freude und Hoffnung. Und Papst Franziskus hat sein inspirierendes erstes Apostolische Schreiben bewusst *Evangelii gaudium* genannt, Freude des Evangeliums.

Da ich heute letztmalig als Mitgastgeber des Jahresempfangs der Erzdiözese zu Ihnen spreche, erlaube ich mir diesen Gedanken abschließend mit folgendem Apell zu verbinden, dem sich Kardinal Marx als Sozialethiker sicherlich gerne anschließt: Blenden wir Trauer und Angst, Schuld und Versagen nicht aus, aber haben wir Freude am Leben und Hoffnung für die Zukunft. Seien wir, wo immer es möglich ist, freundlich zueinander und stiften wir Frieden. Engagieren wir uns weiterhin altruistisch für andere. Arbeiten wir geduldig und nachhaltig an einer besseren Welt und einer menschenfreundlicheren und attraktiveren Kirche. Wenn wir zusammenhalten und zusammenhelfen, vielleicht wird dann der Rest der 20er Jahre wenigsten ein bisschen silbrig. An uns soll es jedenfalls nicht scheitern.